

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz [Fortsetzung]

Autor(en): **Suter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen
Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz.
Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **9 (1901)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und wenn wir zum Schlusse noch kurz darauf hinweisen, daß der so dringend nötige Ausbau unseres Armeesanitätsdienstes durch Einfügung eines wohlvorbereiteten Hilfsvereinswesens (Rotes Kreuz u.) ohne thätige Mitwirkung von Samaritervereinen und tüchtigen Samaritern ganz undenkbar ist, so möchten wir es geradezu für eine aus der allgemeinen Wehrpflicht resultierende Aufgabe der schweiz. Militärärzte halten, daß sie sich des Samariterwesens auch außer ihrer militärischen Stellung annehmen. Nur so werden sie im Stande sein, es in seinen vielen guten und wenigen schwachen Seiten kennen zu lernen und im Ernstfall zweckentsprechend zu verwenden.



Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Bericht des Hrn. Dr. Suter, Marau.

(Fortsetzung.)

Am Abend zuvor hatte ich noch für General Buller die letzten Eier weggegeben, die wir hatten. Ein Soldat war zu uns ins Zelt gekommen und hatte uns gesagt, der General wünsche Eier, es seien aber im ganzen Dorfe keine solchen mehr aufzutreiben, ob wir ihm vielleicht aushelfen könnten. Jetzt war ich Kriegsgefangener. Reklamieren konnte ich schon, aber es half nicht viel. Ich mußte mich zu meinem Wagen begeben. Alle Augenblicke kam ein hochaufgeschossener, junger Engländer und zählte uns: One, two, three, four, five, all right! drehte den Rücken und ging davon, um in kurzer Zeit wieder zu erscheinen. Mit Mühe konnte ich die Erlaubnis erlangen, daß man gestattete, daß meine Kaffern die Maulesel zur Weide trieben, indem ich nicht genügend Futter besaß, um die Tiere den ganzen Tag bei den Wagen zu behalten. — Um unsere Wagen wimmelte es von Engländern. Alte Sanitätsoldaten kochten an unserm Feuer. Es waren Leute, die, wenn ich nicht irre, schon viele Feldzüge in Indien mitgemacht hatten. Wir teilten unser Essen miteinander und namentlich einer von ihnen hatte sehr verständige Ansichten. Er war des Krieges müde und meinte, man könnte die Zeit doch wohl besser zubringen, als indem man sich gegenseitig zu Krüppeln schieße. Das waren aber Ausnahmen. Der Janhagel stund auch dicht um uns herum. Alles wollte Krügergeld eintauschen. Wir gaben, was wir auf uns hatten. — Einer der Soldaten fragte mich, wie viele Verwundete wir gestern gehabt hätten. Eigentlich hätte ich dem Kerl überhaupt keinen Bescheid geben sollen. Ich antwortete aber: ich glaube vier oder fünf Verwundete, keinen Toten. „Bloody liar“ (verdammter Lügner) war die Antwort. Aber welchen Anstand kann man von Leuten, die direkt aus dem Londoner slime kommen, verlangen? Es muß jemand in einem Lande, wo es so viel Industrie gibt, wie in England, schon tief gesunken sein oder großen Liebeskummer haben, wenn er sich für 1 Sh. 3 d. oder 1½ Sh. engagieren läßt, seine Nebenmenschen totzuschießen; der Tommy Atkins im allgemeinen steht eben auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation.

Es kamen auch des öfteren Offiziere, die teils mit, teils ohne Erlaubnis mich und meine Ambulanz photographierten. Das Momentphotographieren spielt überhaupt bei den Engländern gegenwärtig eine große Rolle. Wir hatten sie leider in der letzten Nacht meinen Photographieapparat aus dem Zimmer gestohlen, sonst hätte auch ich hier eine Anzahl ganz interessanter Aufnahmen machen können. — Auf einmal nahten sich wieder eine Anzahl Offiziere; anscheinend waren sie sehr erregt. Bei der Gruppe befand sich auch der Gentleman von Brigadearzt der VIII. Brigade, Namens Julian, wie mir eben einfällt. Ein langer Herr kam auf mich zu und in barschem Tone frug er mich, ob es wahr sei, daß ich verwundeten Buren geholfen hätte, sich zu flüchten. Ich antwortete, ich hätte gestern keinen einzigen verwundeten Buren gesehen. Es war dies auch die pure Wahrheit. Wohl waren gestern von meinen Leuten in der Ambulanz vier oder fünf Buren verbunden worden, dies war aber in meiner Abwesenheit geschehen, und wie ich nach Amersfoort zurückkam, waren diese Verwundeten schon fort. Es war übrigens weder an mir, noch an meinen Leuten, Burenverwundete für die Engländer zurückzubehalten; es hätte sich dies, glaube ich, sehr schlecht mit der Neutralität des Sanitätspersonals vertragen. — Den Vorwurf, man habe verwundeten Buren fortgeholfen, haben die Engländer schon verschiedenen Ärzten gemacht. So wurde seinerzeit Dr. Albrecht in Natal wegen des gleichen „Vergehens“ sechs Tage mit einem Pferdediebe zusammen im Trouk fest-

gehalten, wie ich schon in einem früheren Berichte erwähnte. — Ich muß leider konstatieren, daß ich von jetzt an häufig sehen mußte, daß die Genfer Konvention den meisten englischen Offizieren, auch vielen Ärzten, noch ein siebentes Buch Moses ist. Alle wissen etwas von einem roten Kreuz, aber von den Artikeln der Genfer Konvention, die England ja seinerzeit doch auch unterzeichnet hat, haben die meisten keine Ahnung. Fragte mich doch später in Prätorio ein englischer Offizier, der die Pässe austeilte, nachdem ich alle meine Papiere gezeigt hatte, ganz naiv, ob ich nun Neutralität schwören wolle (sic!).

Diese meine Antwort, ich hätte am vorigen Tage überhaupt keine verwundeten Buren, sondern nur verwundete Engländer gesehen, schien den langen Offizier sehr aufzuregen. Er hätte andere Informationen, erwiderte er in sehr unhöflichem Tone, ich sage die Wahrheit nicht. Diese anderen Informationen schienen von meinem Freunde, dem Brigadearzt, herzustammen, der giftig dreinschauend dem Längen zur Seite stand. Ich antwortete ruhig, ich sei ein Schweizer-Offizier und hätte die Wahrheit gesagt. Er könne mir glauben oder nicht, mir sei dies vollständig egal. — Einer der englischen Offiziere riet mir, direkt mit General Buller zu sprechen. Ich hatte Buller schon oft abgebildet gesehen, doch wie ich mich zu ihm begab, erkannte ich ihn erst beinahe nicht. Vor seinem Zelte spazierte er hin und her. Ich hatte mir einen viel größeren Mann vorgestellt. Ganz in Khaki gekleidet, mit einem breiten, runden Hut auf dem Kopfe, erschien mir der vielgeprüfte Mann nur mittelgroß. Sein Hauptquartier hatte er ganz in der Nähe seines Zeltes, im Hause des so jämmerlich bestohlenen Herrn Selling, aufgeschlagen. Von Buller persönlich wurde ich nicht unfreundlich behandelt, er geruhte sogar ziemlich leutselig zu sein. Zwar erklärte er mir, die Buren hätten schon verschiedene englische Ambulanzen abgefangen. Ich muß sagen, ich hatte bis dahin davon noch nichts gehört, und bei diesen Worten erinnerte ich mich unwillkürlich eines englischen Sanitätsfeldaten, der am 11. Mai, am Tage vor der Einnahme Kroonstadts durch die Engländer, vollständig frei unter den Buren in der Stadt herumspazierte, ohne daß es jemandem eingefallen wäre, ihn in Gewahrsam zu nehmen.

Ich war nun in einer Lage, in der ich allerdings nicht recht wußte, was ich anfangen sollte. In meiner Ambulanz hatte ich genügend Medikamente, hingegen waren Binden und das übrige Verbandmaterial ziemlich karg bemessen; es wäre mir am angenehmsten gewesen, von hier aus mit meinen Kollegen, die ich natürlich immer noch im Johannesburgers Spital wähnte, in Verbindung treten und von dort das mir nötige Material requirieren zu können. Johannesburg war schon Ende Mai in die Hände der Engländer gefallen. Seit jener Zeit hatte ich von meinen Kollegen keine Nachricht mehr bekommen. Wie ich mich in Ermelo befand, wurde mir einmal von der medizinischen Kommission in Machadadorp aus gemeldet, daß sich Dr. de Montmollin und Dr. König in Johannesburg befänden und daß ich an der Front zu verbleiben hätte.

Buller gab mir vorderhand noch keine direkte Antwort und entließ mich. Wie ich zu meinem Wagen zurückkehrte, erfuhr ich wieder neue englische Heldenthaten. Im Dorfe wohnte ein junger englischer Arzt mit seiner Frau und einem Baby. Diese Leute waren natürlich schon vor der Ankunft des Feindes voller Begeisterung für ihre Kompatrioten gewesen. Ich war mit Mitgliedern meiner Ambulanz des öfteren bei Bostocks eingeladen worden und das sehr musikalische Ehepaar trug dann jeweilen mit Vorliebe englische Kriegs- und Soldatenlieder vor. Als die ersten Verwundeten ankamen, beeilten sich auch Herr und Frau Dokter, nach Kräften beizustehen, was ja natürlich außerordentlich zu loben war. Frau Bostock machte Thee, Kaffee und Bouillon und gab selbst den Verwundeten zu trinken. Ihre Küche im hinteren Teile des Hotels (wie ja schon oben bemerkt, war der ganze hintere Teil des Hotels an diesen Arzt vermietet) benützten die Engländer. Bostocks stellten alle Geräte und alles Geschirr zur Verfügung. Zum Danke dafür stahl man ihnen die ganze Küche leer, so daß sie später weder Löffel noch Messer hatten, um selbst zu essen. Was an Lebensmitteln vorhanden war, wurde natürlich alles kommandiert, ja sogar auch alles vorrätige Rundermehl, das für das Baby bestimmt war, wurde gestohlen, so daß die Leute nachher nicht mehr wußten, mit was sie das Kind ernähren sollen. Milch war nämlich im ganzen Dorfe keine mehr aufzutreiben. Frau Dr. B. meinte nach all' dem: sie hätte die Buren bisher nicht leiden mögen, jetzt sei ihr aber der schlechteste Buren lieber, als der beste Engländer, sie schäme sich ihrer Landsleute.

Meine Maulesel ließ ich nachts der Sicherheit halber nicht mehr draußen in einer

Drahtumzäunung, sondern ließ sie in einem neben dem Hotel stehenden Stalle einschließen. An der Thüre befestigte ich eine internationale und eine Schweizer Fahne. In der Nacht wurden auch die zwei Fahnen vom Stalle weggestohlen, wahrscheinlich als Kuriosa oder als Andenken an eine Burenambulanz.

Nachmittags kam der lange Offizier wieder, war aber bedeutend freundlicher geworden. Ich sei nicht mehr gefangen und könne, wenn ich wünsche, nach Paardekop (an der Linie Volksrust Standerton, nur eine Tagreise von Amersfoort!) gehen und dann dort Verbandmaterial von Johannesburg herkommen lassen. Es wäre ihnen (den Engländern) sehr erwünscht, wenn ich mit meinen Wagen einen Transport von Verwundeten nach Paardekop in das dort befindliche Lazarett machen wollte. Ich willigte natürlich ein. Erstens war ich ja da, um zu helfen, und zweitens konnte ich auf diese Weise am besten mit Johannesburg in Verbindung treten.

Die Buren schienen noch nicht sehr weit weg zu sein. Am Morgen hatten wir dichten Nebel. Auf einmal vernahmen wir ganz nahe bei uns Kleingewehrfeuer. Die Engländer in unserer Umgebung sprangen zusammen und traten an. Ich vernahm dann später, Buren hätten sich im Nebel dicht herangeschlichen, es sei aber nur ein Pferd vor der Kirche getödet worden. Letzteres schien mir allerdings sehr unwahrscheinlich zu sein, denn wenn Buren auf so kurze Distanzen schießen, so treffen sie gewöhnlich mehr als nur ein Pferd.

Ich legte mich heute abend früh in meinem Zelte nieder. Seit gestern morgen hatte sich allerdings viel in unerwarteter Weise geändert. Und was für eine Rolle doch der Zufall spielt! Hätte mir am gestrigen Morgen Lieutenant Grothaus die Fische nicht gebracht, so hätte ich mich nie so weit von meiner Ambulanz entfernt und wäre noch rechtzeitig fortgekommen. — Wir bekamen noch Besuch von einem englischen Unteroffizier, der gut holländisch sprach. Er brachte uns in einer Blechtasse etwas Rhum, schwatzte und fragte viel und schimpfte namentlich gegen die Engländer. Ich traute dem Kerl nicht, konnte ihn aber auch nicht ohne weiteres aus dem Zelte ausweisen. — Andern Tags war ein reges Leben in dem Dorfe und um dasselbe. Die Vorposten schienen schon weit vorgerückt zu sein, denn schon war das Gros zum Aufbruche bereit. Eine Menge Lanzenreiter und mächtige Schiffskanonen zogen durchs Dorf, über die gegenüberliegenden Höhen krazelten Infanterieabteilungen und auch Buller mit seinem Stabe ritt an uns vorbei. Auf der Straße kam man beinahe nicht durch, lange Reihen von Fuhrwerken versperrten dieselbe. Wir luden die Verwundeten ein. Man gab mir noch einen englischen Sanitätsunteroffizier mit, wie man mir sagte, ein Mischling aus Indien (es sollen sich diese Leute in ihrem Lande sehr gut aufs Fieber verstehen und selbst beinahe immun dagegen sein), nebst mehreren Sanitätsoldaten zur Besorgung der Verwundeten. Im ganzen führte ich 16 Verwundete; man hatte mir noch zwei eigentümlich gebaute, ganz kurze, indische Ambulanzwagen beigegeben. Diese Wagen waren sehr stark konstruiert und sollen schon mehrere Feldzüge mitgemacht haben, bloß erlaubte die Bespannung mit Ochsen ein nur langsames Fortkommen. In meinen kleinen Ambulanzwagen legte ich der Länge nach zwei Schwerverwundete (Armamputation und Magenschuß), in den großen Ambulanzwagen sechs der Quere nach; die übrigen, meist Leichtverwundete, wurden auf die anderen Wagen verpackt. — Wir sollten um 9 Uhr weiterfahren. Ich erhielt einen Brief mit, in dem man mir erlaubte, in Paardekop von Johannesburg aus neues Verbandmaterial kommen zu lassen. Mais und Hafer hatten wir selbst nicht mehr. Draußen, außerhalb des Dorfes, wo die vielen Wagen stehen und eine blaue Fahne gehißt sei, solle ich mich melden. Von unsern lebenswürdigen Nachbarkenten, der Frau Schulinspektorin mit Kindern und deren Gouvernante wurde noch Abschied genommen; ich versprach, bald wieder, auf meiner Rückkehr zu den Buren, in Amersfoort vorbeizukommen.

Die Straßen waren buchstäblich voll von Soldaten, Wagen und Kanonen. Ich konnte es kaum begreifen, daß man soviel Militär gebraucht hatte, um uns, ein paar Hundert Mann, aus unseren Stellungen zu werfen, und auf der anderen Seite, daß wir uns gegen diese Menschenmasse so lange halten konnten. Mir fielen namentlich die indischen Verwundetenträger auf, die ich hier zum ersten Male sah. Die Tragbahre trugen sie zu zweien auf den Schultern, an einer langen Stange (wenn ich nicht irre, war es ein Bambusrohr). Diese Träger sollen mit Hilfe dieser Bahre die Verwundeten sehr rasch aus der Feuerlinie zurückholen können. — Endlich waren wir durch's ärgste Gewirr durch und außerhalb des Dorfes. Bald auch zog die ungeheure Menge von Wagen, bei denen ich die nötige Fourage bekommen

solle, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich ließ halten und wurde zu einigen mit echt britischer Nonchalance am Boden liegenden Offizieren gewiesen. Ich brachte mein Anliegen vor; die Herren rührten sich jedoch nicht und einer derselben sagte, ohne sich zu erheben, sie hätten selbst zu wenig Mealies (Mais), sie könnten keinen abgeben. Daraufhin erklärte ich ihm, daß ich nur englische Verwundete führe und daß ich mich, insofern ich die nötige Fourage nicht bekäme, leider gezwungen sehen würde, sämtliche Verwundete sofort wieder nach Amersfoort zurückzubringen und auszuladen. Das half. Es dauerte nicht lange, so war der Mealies aufgeladen und durch die weite, sanft hügelige, meist ganz verbrannte Ebene (die einschlagenden Geschosse hatten das dürre Gras vor zwei Tagen überall in Brand gesteckt) ging es weiter. An einigen Orten war der Boden durch die Geschosse ganz aufgewühlt, so namentlich an einigen Stellen in der Nähe der von den Buren gehaltenen Positionen. Auf dem Felde lagen eine Menge leerer Schrapnelbüchsen umher; auch eine ganze Anzahl nicht deformierter Lee Metfordkugeln saßen wir auf dem harten Boden auf, die jedenfalls in der weiten Ebene in ihrem Fluge ersterbend, zuletzt noch durchs dürre Gras gleitend, vollständig matt geworden waren. Wir kamen an einigen verlassenen englischen Lagerplätzen vorbei, die sich schon von weitem durch die in der Sonne glänzenden Biscuits- und Konservenbüchsen zu erkennen gaben. Nicht weit vom Dorfe war schon eine berittene Abtheilung mit Legung eines Feldtelegraphen beschäftigt.

Und langsam ging es vorwärts. Die zwei indischen Ochsenwagen wollten mir trotz ihrer soliden Konstruktion nicht einleuchten. Wenn wir bei den Buren so langsam hätten herumziehen wollen, so wären wir jeden Augenblick abgefangen worden. Es war gar kein Leben in der Sache. Müd' und traurig, eigentlich dem Gemütszustande der Insassen entsprechend, schlichen die Wagen weiter. Die paar englischen Soldaten nebst dem Unteroffizier gingen zu Fuß nebenher, meine Leute und die Kaffern waren auf den Wagen und ich ritt mit einem der Schwarzen. Die Fußgänger machten mir einen ganz eigentümlichen Eindruck; es war wirklich lange her, seitdem ich einen Weißen zu Fuß durchs Land hatte ziehen sehen. — Mittags hielten wir bei einem jüdischen Store, dem Ragenstein'schen, um dessen Haus in den letzten Tagen heftig gefochten worden war; in der Umgebung des Hauses lagen eine Menge Schrapnels. Es war eine englischsprechende Familie, wenigstens geberdeten sich die Leute als Engländer. Sie konnten jedenfalls nicht begreifen, wie burische und englische Ambulanzleute so friedlich zusammen reisten. In der Küche dieses Hauses wurde abgekocht; dann wurden die Verwundeten gespeist. Der arme Teufel mit dem amputierten Arme dauerte mich wirklich. Ein starker, muskulöser gebauter Mann, vor zwei Tagen noch kerngesund, lag er nun hilflos im Wagen. Er hatte viel gelitten und deswegen wiederholt größere Dosen Morphinum erhalten. Auf einmal richtete er sich im Wagen auf, wie im Traume, und taumelte nach vorn, dem anderen Verwundeten, der mit einem Magenschusse neben ihm lag, auf den Bauch tretend, so daß der Mann laut aufschrie. Mit seinem Armstumpfe, dessen Verband blutig durchtränkt war, gestikulirte er in der Luft herum und wollte absolut zum Wagen heraus. Ich konnte ihn gerade noch auffangen, sonst wäre er heruntergestürzt.

Ich ließ bald wieder einspannen. Heute morgen hatte Hr. Wicherlink in meinem kleinen zweirädrigen Wagen einen Offizier geführt, dem beim Polospiele eine Kugel an den Fuß geflogen und der jetzt für einige Zeit dienstunfähig war. Wicherlink meinte, es sei jedenfalls ein gar hoher Herr, er hätte den ganzen Tag kein Wort zu ihm gesagt. Ich ließ also nachmittags Hrn. Wicherlink reiten und führte die Karre selbst. Wirklich, der Herr war ganz steif und saß da, wie wenn ihm in allen Gelenken die Gelenkschmiere ausgetrocknet wäre. Endlich taute er auf und gab sich zu erkennen als Bruder des Lord Churchill, der seinerzeit als Gefangener in Brätoria gewesen war und sich dann auf so abenteuerliche Weise aus der Gefangenschaft der Buren geflüchtet hatte. — Es dunkelte und noch sahen wir noch nichts von unserm Ziele, nur in der Ferne tauchte Kopje Alleen auf, ein alleinstehender, amiesenhaufenförmiger Berg, den man in der weiten Ebene auf große Distanzen erkennen kann. Endlich kamen wir zu den ersten Vorposten, überschritten bald darauf die Eisenbahnlinie Volksrust-Standerton und langten in der Station Paardekop an. Gerade bei der Station befand sich ein englisches Lager. Man hielt hier Kopje Alleen, von wo aus heliographirt wurde, und den Paardekop, einen ziemlich steilen Hügel, auf dem noch Geschütze aufgepflanzt waren. — Nahe beim Lager befand sich, natürlich auch in Zelten, ein großes Feldlazarett. Die Verwundeten wurden abgeladen und in die Zelte verbracht. Der Medical Officer in

Charge lud mich sofort zu sich ins Zelt ein, wo er mich noch zwei anderen Kollegen vorstellte. Leider habe ich die Namen dieser Herren vergessen; ich sage leider, denn hier wurde mir doch eine Behandlung zu teil, wie sie sich unter gebildeten Leuten geziemt. Wir verzehrten einen prächtigen Korhan (ein in Südafrika wild lebender Vogel) und dazu gab es Whisky und Soda à discrétion. Das Sodawasser bereiteten die Engländer mit Sodorkapseln. (Es war aber nicht das Zürcher Fabrikat, sondern eine englische Nachahmung, jedoch die Verpackung war ganz gleich, wie die zürcherische.) Natürlich hatten die Herren Kollegen viel zu fragen; aber ich halte darauf, zu betonen, daß die Leute wirklich sehr freundlich waren, was mich nach den Erlebnissen in Amersfoort doppelt angenehm berührte. Natürlich fragten sie mich unter anderm auch, wie lange denn der Krieg noch dauern werde, es sei doch Unsin, daß die Buren noch weiterfechten, was sie denn mit dieser Starrköpfigkeit noch bezweckten? Ich sagte, die Sache sei doch ganz einfach, die Buren hätten jedenfalls noch im Sinne, den Krieg zu gewinnen, sonst hätte es allerdings keinen großen Sinn mehr, noch weiter zu schießen. Unser Zelt schlugen wir ganz in der Nähe des Lazarettcs auf. Vor ein paar Tagen noch hatten die Buren mit französischen Schnellfeuerkanonen von unseren Stellungen um Amersfoort aus bis hieher ins Lager geschossen, wie mir ein englischer Arzt sagte. Dabei waren unter anderm einer Lagerwache beide Beine weggerissen worden.

Mit der Gefangennahme in Amersfoort war jedenfalls in der Geschichte meiner Ambulanz eine große Wendung eingetreten. Meine Leute hatten mir heute mitgeteilt, daß es ihnen am liebsten wäre, wenn ich sie nach Hause entlassen würde. Das war nun allerdings ein Strich durch meinen Plan; mit dieser Eventualität hatte ich nicht gerechnet. Den Leuten selbst konnte ich ihren Wunsch nicht verargen. Schon beinahe ein Jahr stunden sie im Felde. Hr. Wulff aus dem Freistaate besaß bei Ficksburg einen Store, den er nun seit Anfang des Krieges nicht mehr gesehen hatte. Hr. Kemplin hatte vernommen, daß man ihm in seiner Abwesenheit vier teure Pferde aus dem Stalle gestohlen hatte; er war von Watterstroom, in der Nähe von Volksrust. Hr. Wicherlink, ein Holländer, hatte in Prätoria seinen alten Vater zurückgelassen, den er nun auch schon monatelang nicht mehr gesehen. Hatting endlich, der Bur, hatte seine ganze Familie in der Nähe von Amersfoort; am Tage des Gefechtes bei Amersfoort hatten nicht weniger als drei große Geschosse das Dach seines Hauses durchbrochen, glücklicherweise ohne weiteren Schaden anzurichten. Er hätte seine Familie jedenfalls nicht mehr im Stiche gelassen, nachdem er gesehen hatte, wie die Engländer in fremden Landen hausten.

Mein Plan war bald gemacht. Um jeden Preis mußte ich nach Johannesburg zu meinen Kollegen gelangen, um dort mit denselben Rücksprache zu nehmen. Ich dachte mir, wir könnten dann dort auf irgend welche Weise neue Leute rekrutieren und auf diesem oder jenem Wege wieder zu den Buren stoßen. Am andern Morgen wurde ich vom Lazarettchef dem Kommandanten in Paardekop vorgestellt; der Herr Oberst sprach deutsch und war recht freundlich. Sein Regiment war bei Colenso und am Spionkop dabei gewesen und hatte schon viel gelitten. Ich bekam von ihm die Erlaubnis, nach Johannesburg zu gehen und sollte gleich nachmittags wegfahren. Meine Leute ließ ich mit den Wagen in Paardekop. Sie sollten während meiner Abwesenheit ihre Verköstigung vom englischen Lazarette erhalten. Hr. Wicherlink begleitete mich. Bis nach Standerton benutzten wir einen Personenwagen. Der Zug war natürlich stark mit Militär besetzt, auf allen Güterwagen hockten Soldaten. Der Zug fuhr sehr langsam. In Standerton wurden von allen Passagieren Pässe verlangt. Wir hatten keine. Wir besaßen nur die Billets, die uns der Oberst in Paardekop beim Wegfahren des Zuges in die Hand gedrückt hatte. So wurden wir zum Paßbureau geführt, wo man uns die Erlaubnis erteilte, auf unsere Kosten in einem Hotel zu übernachten. Das Essen war unter aller Kritik schlecht. Der Wirt sagte uns, sie hätten beinahe selbst nichts mehr, sie bekämen nur von Zeit zu Zeit ein bestimmtes Quantum Mehl geliefert. — Ich hatte diese Strecke (Volksrust-Johannesburg) früher schon zweimal befahren, im März, wie ich mit meinen Kollegen von Prätoria aus in einem Ambulanzzuge nach den Biggarsbergen in Natal reiste, und zum zweiten Male, wie ich von Vereeniging her, aus dem O. V. S. kommend, mich nach Majuba begab. Beide Male hatte die Reise bedeutend weniger lang gedauert. — Andern Morgens um 6 Uhr sollte der Zug weiter fahren. Wir suchten vergeblich nach einem leeren Personenwagen. Es gab schon welche, aber dieselben durften, trotzdem ich ein Billet I. Klasse besaß, nicht benutzt werden. So mußten wir mit ein paar anderen Passagieren auf

einen hochbepackten, mit einem Segeltuch überspannten Güterwagen klettern. Neben uns nahmen eine ganze Anzahl Soldaten, ein Teil der Zugwache, Platz. Langsam ging es weiter. Es wehte ein furchtbarer Wind. Glücklicherweise hatte ich ein paar Wolldecken mitgenommen. Sonst wären wir einfach erfroren. Mein Hut sowohl wie derjenige Wicherlins, wurden, ob schon wir dieselben tief über den Kopf gestülpt hatten, weggeweht. Dem meinigen hätte ich beinahe nachspringen mögen. Es war mein Kriegshut. Ich hatte ihn noch in Basel getragen, er hatte mich auf all' meinen Zügen im Freistaate und in Transvaal begleitet und ob schon er nicht mehr ganz neu war, so hätte ich ihn doch nicht gegen die schönste Kopfbedeckung vertauscht. Ein junger Engländer, ein Telegraphist, der von Durban kam und nach Prätoria fuhr, ließ mir einen andern Filz.

Auf dieser Reise konnte ich so recht beobachten, was den Engländern der Krieg zu thun gab. An den größeren Stationen waren ungeheure Vorräte von Lebensmitteln und Fourage aufgestapelt. Alle Bahnhöfe waren verschanzt, rings um die Gebäude waren Schanzgräben angelegt, die Fenster derselben mit Sandsäcken verbarrikadiert. Gegen Mittag langten wir in Heidelberg an, etwa 5000 Fuß hoch, am Suiterboschrande gelegen. Es ist mir dies einer der sympathischsten Orte in Transvaal. Die Häuser sind ganz zwischen Bäumen versteckt und sogar bis hinauf auf die umliegenden Berge erstreckt sich hier ein allerdings spärlicher Baumwuchs. Dazu geht noch die Sage, der Ort sei von einem alten Heidelberger Studenten, dem in der Heimat das Glück nicht hold gewesen, gegründet worden. Am Bahnhof wollte ich mir ein wenig Brot kaufen. (Wir hatten aus der Ambulanz einige Büchsen Konservenfleisch mitgenommen.) Ich bekam jedoch keines. Zu mittag essen könne ich, dann gebe es auch ein wenig Brot, sonst aber könne man keines abtreten. Ich selbst hätte ja gern zu mittag gegessen, aber der Zug konnte jeden Augenblick weiterfahren, überdies mußte man erst noch vom Railway-Staff-Officer Erlaubnis erhalten, gegen sein Geld etwas kaufen zu dürfen. — Es wurde mir doch schwer ums Herz, als ich überall diese gedrückte Stimmung sah: überall Kriegsgesetz, überall forderte man Pässe und bereitete einem andere Unannehmlichkeiten, keiner traute dem anderen, überall witterte man Verrat. Bei den Buren war's doch gemüthlicher gewesen. Man lebte und ließ leben. Man führte Krieg, das Leben war manchmal hart, aber so eine schwüle Atmosphäre, die einem beinahe nicht erlaubte, den Brustkasten ganz auszu dehnen und frei zu atmen, herrschte niemals.

Abends endlich langten wir in Johannesburg an. Beim Railway Staff Officer mußten wir unsere Billets vorzeigen und erhielten dann die Weisung, uns am folgenden Tage nach irgend einem Bureau zu begeben. Da es zu spät war, noch ins Spital zu gehen, suchten wir das Nordwestern-Hotel auf, das von Schweizern geleitet wurde und in dem ich im März mit Dr. Theiler und meinen Kollegen zusammen einmal zu mittag gespeist hatte. Das Hotel war verschlossen, doch erhielten wir gleichwohl Einlaß und überdies noch ein gutes Nachtessen am Familientische. M. Déplant erzählte mir, die Engländer hätten ihm die Bude zugemacht, warum wisse er nicht. Er durfte niemanden mehr beherbergen und überhaupt sein Hotel in keiner Weise mehr betreiben. Uns aber lud er ein als Gäste und stellte uns zwei Zimmer zur Verfügung. — Sonntag den 12. August begab ich mich morgens nach dem Spital. Im Garten traf ich eine holländische Nurse, die ich schon bei meinem früheren Besuche in Johannesburg hatte kennen lernen. Ich fragte, ob meine Kollegen zu Hause seien. — Hr. Dr. de Montmollin und Hr. Dr. König seien schon lange verreist, sie wisse nicht, wohin, glaube aber nach Prätoria. — Das hatte ich nun allerdings nicht erwartet. Was nun? Ich begab mich in die Wohnung, die meine Kollegen seinerzeit innegehabt hatten, und traf einen jungen englischen Arzt, der mir mittheilte, ja, meine Kollegen seien Ende Juni verreist, er glaube auch, nach Prätoria, um zu den Buren zu gelangen. Ich konnte die ganze Sache allerdings nicht recht begreifen. Bis zum 7. August war ich selbst auf Burenseite gewesen. Mitte Juli befand ich mich in Watervalonder, an der Delagoabahnlinie, und sprach persönlich mit dem Präsidenten der medizinischen Kommission. Hr. Dr. Jakobs war damals, wie ich, der Meinung, Hr. Dr. de Montmollin und Hr. Dr. König befänden sich noch im Spital zu Johannesburg. Ich besuchte noch Hrn. Thoma, einen Basler, Besitzer einer großen Bierbrauerei, den ich auch von früher her kannte, und verschiedene andere Schweizer. Man konnte mir keine Auskunft geben.

Eben bummelte ich durch eine Straße, ganz beschäftigt mit meinen Gedanken, da kam ein bewaffneter Rhaki auf mich zu und verlangte von mir einen Paß. — Ich hätte keinen

Paß. (Hrn. Wicherlint hatte ich inzwischen zu dem Bureau geschickt, das man uns gestern bezeichnet hatte, er hatte aber den Bescheid gekriegt, er solle am folgenden Tage wieder vorbeikommen.) Ich mußte mit zum Wachtlokal. Der Engländer führte mich durch eine ganze Anzahl von Straßen in einen größeren Raum, in dem verschiedene Matrasen und Personen am Boden lagen. Hier reklamierte ich nun gegen diese ungehörige Behandlung. Den Engländern hatte ich Verwundete eingebracht, quasi als Belohnung dafür hatte man mir die Erlaubnis gegeben, nach Johannesburg zu fahren. Es wäre nun gewiß Sache desjenigen gewesen, der mir diese Erlaubnis gegeben hatte, mir auch diejenigen Papiere zu verabreichen, die ich nötig hatte, um mich in Johannesburg auszuweisen. Ich hatte natürlich keine Idee davon gehabt, daß ich irgend etwas anderes als meine eigenen Ausweispapiere zur Legitimation nötig haben würde. Im Wachtlokal wurde ich auf meine Reklamationen hin sehr grob behandelt. Ich sollte mich auf eine der Matrasen legen und still sein, der dienstthuende Offizier sei nicht da, ich müsse warten. Daß ich mich nicht hinlegte, wird man begreifen. Ich verlangte sofortige Freilassung und für jede Viertelstunde, die ich zurückgehalten würde, eine Entschädigung von 2 L. Auf das hin wurde jemand abgeordnet, um den Offizier zu rufen, der dann nach längerem Warten wirklich auch kam. Der Herr sprach französisch und begriff nach wenigen Worten, daß man einen Mistake gemacht hatte. Ich bekam einen provisorischen Paß bis zum folgenden Tag, ich müsse mich dann beim Kommandanten von Johannesburg persönlich melden. — War nun das wieder die vielgerühmte englische Ordnung? Vielleicht wird der eine oder der andere einwerfen, *à la guerre comme à la guerre*. Aber es ist doch gewiß für eine civilisierte Nation eine Schande, wenn ein fremder Sanitätsoffizier, der alle Papiere zur Legitimation bei sich hat, wie ein Vagabund auf der Straße abgefaßt und ins Wachtlokal geschleppt wird, einfach weil seine Papiere nicht gerade in englischer Sprache abgefaßt sind. Auf Burenseite wäre mir ein derartiges Vorkommnis einfach undenkbar. Montags mußte ich zum Kommandanten von J., um mir einen Paß zu holen. Ich antichambrierte nicht weniger als gute zwei Stunden. Endlich bekam ich den Paß und zu gleicher Zeit die Erlaubnis, nach Prätoria zu reisen. Wir konnten jedoch erst am folgenden Tage fort.

Johannesburg hatte ein ganz anderes Aussehen angenommen, seitdem ich zum letzten Mal in dieser Stadt gewesen war. Überall Rhakis, überall Wachen, die Mauern überklebt mit Proklamationen; Reiten und Fahren mit Wagen und Velociped des strengsten verboten, das Verlassen der Stadt ebenfalls; vor 12 Uhr kein Restaurant offen; abends nach 10 Uhr durfte sich niemand mehr in den Straßen sehen lassen. Die Lebensmittel waren recht teuer; an einem Tage gab es in der ganzen Stadt beinahe kein Brot mehr. In einer Wirtschaft bekam man offenes Bier, ein kleines Glas 1 Sh. = 1 Fr. 25. Die meisten Civilpersonen schlichen gedrückt durch die Straßen; konnte doch jeder Augenblick einen Ausweissbefehl bringen. Letztere waren ganz kurz und bündig: an dem und dem Tag, um so und so viel Uhr sich am Bahnhofe einzufinden; dann ging's per Schub nach East-London oder Kapstadt. Erst vor ein paar Tagen war eine Gesellschaft Deutscher, ohne daß man dazu den geringsten Grund gehabt, und ohne daß man ein Wort der Erklärung gegeben hätte, in einer Wirtschaft verhaftet und die ganze Nacht ins Loch gesteckt worden, wie mir ein Mitbeteiligter selbst erzählte. — In Johannesburg war eben eine Schar von 300 Frauen und Kindern angekommen, die man (wirklich eine barbarische Handlung) von ihren Farmen in die Stadt geschleppt hatte, jedenfalls, um so bequemer diese Farmen niederbrennen zu können. Sie sollten den Buren übergeben werden, dies, wie ich dachte, mit der Absicht, die Buren rascher auszuhungern. Ich sprach selbst mit einem Teil dieser mehrlosen Leute, die Hr. Déplant, der Besitzer des Nordwestern Hotels, in sein Haus aufgenommen hatte und gratis beherbergte. Eine resolute Burenfrau meinte, dieses Vorgehen nütze den Rhakis doch nichts, ihre Männer würden desselbungeachtet noch „banje Engelse schieten“ (viel Engländer totschießen).

Dienstag morgens 8 Uhr bestiegen wir den Zug nach Prätoria. Auch wieder nur langsam kamen wir vorwärts und langten erst mittags in der Hauptstadt an. Im Zuge machte ich die Bekanntschaft eines französischen Mineningenieurs, der meine Kollegen aus dem Spital her genau kannte. Er war seinerzeit von Hrn. Dr. König operiert worden. Der Ingenieur glaubte, die beiden Herren seien über Kapstadt nach Europa gereist.

(Schluß folgt.)

